

Schluss mit der Maskerade

Theater St. Gallen Mit Mozarts **Così fan tutte** eröffnet die Opernsaison raffiniert. Die Liebeskomödie wird heutig. **Peter Surber**

Ein hübscheres Komödien («piu bella commediola») könnte man sich nicht ausdenken, raunen sich Ferrando und Guglielmo zu. Eben haben sie ihren Frauen vorgespielt, sich vergiftet zu haben, liegen dahingestreckt auf dem Boden, Dorabella und Fiordiligi sind ausser sich vor Schreck. Da legt Mozart Ferrando eine kleine freche Koloratur in den Mund, doch Guglielmo stupst ihn: Wer grad am Sterben ist, singt gefälligst keine Arien mehr.

Die kleine Szene ist tatsächlich beste «Commediola» – der Wortwitz des Librettisten Lorenzo dal Ponte steckt mit drin, Mozarts unerschöpflicher Melodienreichtum, alle Spiellust des Ensembles und die pfiffige Handschrift von Regisseur Ansgar Weigner: Er scheut sich nicht, Mozart und dem Operngemisch auch mal ein bisschen auf die Nase zu geben.

Ein toller Tag

Die «Così fan tutte», mit der am Samstag die Spielzeit begann, hebt Mozart nicht aufs Klassikerpodest, sondern begegnet ihm auf Augenhöhe. Spielort ist eine italienische Trattoria der Fünfzigerjahre, Bühnenbildnerin Susanne

Harnisch hat daraus eine marthalerisch abblättern Puppenstube gemacht, Marion Steiner steuert zeittypische Kostüme bei, Statisten und Chor schaffen Atmosphäre. Ein Hauch von Fellini.

Dazu passt der Schalk, mit dem die Regie sich aller möglichen Alltagsrequisiten bedient. Im Rhythmus der Musik gehen Ferrando und Guglielmo mit spitzen Schirmen auf Don Alfonso los, der behauptet hat, ihre Geliebten seien untreu. Fiordiligi singt ihre tugendhafte Arie («Quest' esempio di costanza») am Bügelbrett, Guglielmo jongliert vor Dorabella im Takt mit Orangen, die Frauen schlagen die Männer mit den Waffen der Frau: Fliegenklatsche, Waschlappen, Barshaker. Und Intelligenz, doch davon später.

Ein toller Tag – und ein schauspielerisches Parforce-Programm für das Gesangssextett. Doch ist das actionreiche Spiel nicht Selbstzweck, sondern hört die Konturen der Musik nach, nimmt Akzente auf, folgt den Bläsergirlanden, setzt Paukenschläge. So quirlig und transparent das Sinfonieorchester unter Jeremy Carnall (am Ende gab es dafür Sonderapplaus) seinen Mozart aus dem



Partnertausch als Treuetest: Arthur Espiritu flirtet mit Netta Or (links), Markus Beam mit Katja Starke. Unten Despina (Simone Riksman).

Orchestergraben hochsprüht, so bewegt sprudelt es auf der Bühne, Wolferl hätte seine Freude daran.

Offener Partnertausch

Seinen Augen nicht trauen würde Mozart aber in der elften Szene. Ferrando und Guglielmo sind tränenreich angeblich in den Krieg gezogen, als verkleidete Muselmänner kommen sie jetzt zurück und wollen die Treue ihrer «donne» auf die Probe stellen.

Trotz viel Konzept noch mehr Hör- und Sehvergnügen: Das ist das Fazit dieser St. Galler «Così fan tutte».

Doch die von Don Alfonso vorgeschlagene Maskerade wird Ferrando nach wenigen Minuten zu blöd, er wirft den Turban ab. Statt Geheimniskammer und Partnertausch heisst das Spiel von nun an: offener Partnertausch.

Damit ist jene Unglaubwürdigkeit dahin, die sonst der «Così» anhaftet – dass zwei vernünftige Frauen ihren läppisch verkleideten Männern auf den Leim gehen

bis hin zur getürkten Heirat übers Kreuz. Aber gerät ohne all dies nicht die ausgeklügelte Mechanik des Stücks durcheinander?

Das könnte Diskussionsstoff geben. Wir erleben eine gegenüber dem Original veränderte Geschichte, die jedoch passgenau mit der Musik Schritt hält. Mit dem Text allerdings nicht immer, und öfter sollen uns auf dem Display Inhaltsangaben statt die Originalübersetzung auf die Sprünge helfen. Zudem wird das Finale zum Unfug: die inszenierte Doppelhochzeit mit den vermeintlich türkischen Liebhabern Sempronio und Tizio.

Ausser man will gerade darin das Spiegelbild einer Entfremdung sehen: Einstmals Liebende spielen ratlos ihr Spiel zu Ende, um den Schein zu wahren. Doch den Schein haben die Frauen längst durchschaut. Und das ist, um den Preis einiger neuer Unglaubwürdigkeiten, der grosse Gewinn dieser Regiedeutung: Statt Marionetten an den Fäden alter Geschlechterklischees sind leibhaftige und herzlich heutige Charaktere auf der Bühne. Junge Paare, die eine ernst zu nehmende Auseinandersetzung um die Liebe führen. Nicht bloss eine «scuola

degli amanti», wie die Oper im Untertitel heisst, sondern eine Lebensschule, Hauptfach: Vertrauen und Verrat.

Verschworenes Sextett

Für diese Lektion sind die Solisten ausgezeichnet präpariert. Sie haben ihren Figuren eine Biographie zugelegt, doch wichtiger noch bei Mozarts überbordender Fülle an Ensembleraffinesse: Sie sind ein Team. Katja Starke singt Dorabella, die reifere der Schwestern, mit ihrem runden, ausdrucksstarken Mezzo. Sie lässt sich auf das Partnerspiel schnell und illusionslos ein, anders als Fiordiligi. Netta Or, als Mozartsängerin in Salzburg und vielerorts gefeiert, singt glockenrein, etwas metallisch zu Beginn in den Höhen, und nimmt mit Leichtigkeit die heftigen Sprünge, mit denen Mozart ihre Standhaftigkeit gegenüber Ferrando auf die Probe stellt.

Listig zwischen Naivität und Abgebrühtheit schillert der Guglielmo des kraftvollen amerikanischen Baritons Markus Beam, sehr schlank und besonders in den Pianissimi berührend ist der Tenor seines Landsmanns Arthur Espiritu – ein Kontrast zur Rolle des Bösewichts, die der Regisseur

dem Ferrando zugedacht hat. Tijn Faveyts hält als Alfonso mit samtener Kraft und mit Ironie dagegen. Und wo ihm das Spiel entgleitet, hält er sich schadlos an Despina. Die junge Niederländerin Simone Riksman, neu im Ensemble, führt sich mit virtuoser Stimmführung und hoch differenziertem Spiel ein.

Ein Herz für Despina

Denn mehr als Dorabella oder Fiordiligi ist sie das Opfer, die Dienerin mit der Clownsnase, die alle Rollen erfüllen muss und von allen ausgenutzt wird. Beim Personenrat – erneut ein schlauer Regieeinfall – singt sie auf dem Bartresen ihre berühmte Arie «Una donna di quindici anni». Die andern hören erst zu – und lassen sie dann sitzen. Davon erzählt diese reichhaltige Mozart-Produktion auch: von der «vita maledetta» jener, nach deren Lieben und Geliebtwerden nie einer fragt.

Trotz viel Konzept noch mehr Hörvergnügen – das ist das Fazit dieser St. Galler Produktion, für die mit Sicherheit gilt: «Così non fan tutti».

Theater St. Gallen, nächste Vorstellungen ab 30. September

«Was gibt es denn über mich zu erzählen?»

Es ist ein besonderes Erinnerungsbuch, das die Schriftstellerin Anne Cuneo der Schauspielerin Anne-Marie Blanc gewidmet hat.

Rolf App

Irgendwann ist dann doch bei Anne Cuneo der Gedanke angekommen, es könnte sich sehr lohnen, Anne-Marie Blancs Leben zu beschreiben. Immerhin ist sie, vor allem mit «Gilberte de Courgenay» (1941), zum ersten Filmstar der Schweiz geworden.

«Liebt französischen Rotwein»

Doch Anne-Marie Blanc reagiert mit einem kleinen ironischen Lächeln. «Ich bitte Sie, Anne... Was gibt es denn über mich zu erzählen? Anne-Marie Blanc, Schauspielerin, früher 1.68 gross, heute um einen Zentimeter geschrumpft, drei erwach-

sene Söhne, liebt französischen Rotwein, manchmal Whisky, immer aber bunte Blumen.» Dem habe ich nichts beizufügen.»

Der letzte Auftritt

Jahrzehnte dauert es, bis sie doch nachgibt. Mit 85 tritt sie noch einmal auf die Theaterbühne, in «Savannah Bay» von Marguerite Duras, zusammen mit ihrer Enkelin Mona Petri. Drei Jahre später lässt sie Anne Cuneo wissen, sie habe nun doch nichts dagegen, wenn «etwas» über sie geschrieben werde. Erlebt hat sie das Buch nicht mehr; am 5. Februar dieses Jahres ist sie gestorben, vor wenigen Tagen wäre sie neunzig geworden – eine grosse, oft auch unterschätzte Schauspielerin.

Anne Cuneo lernt Anne-Marie Blanc zufällig kennen, nach einer Matinee für französischsprachige Autoren. «Einmal im Leben würde ich so gern ein Stück auf Französisch spielen», sagt Anne-Marie Blanc, «aber leider bin ich nicht mehr in dem Alter für so etwas.»

Anne Cuneo verspricht, etwas zu finden – oder das Stück selber zu schreiben. «Ich müsste Sie allerdings etwas besser kennen», fügt sie noch bei. «Kommen Sie am Donnerstag nachmittag zum Tee», sagt Anne-Marie Blanc.

Regelmässig treffen sie sich dann, aus der Arbeitsbeziehung wird so etwas wie Freundschaft. Anne-Marie Blanc erzählt von ihrer Jugend in Vevey und in Bern, wo sie am Gymnasium das erste Mal Theater spielt.

Neunzehn erst ist sie, als sie ans Schauspielhaus Zürich kommt, wo einige der besten deutschen Schauspieler nach ihrer Flucht aus Nazideutschland einen Platz gefunden haben. Sie spricht bei Direktor Oskar Wälterlin vor, er sagt: «Sehr schön, Fräulein, aber ich habe kein Geld mehr.» Worauf sie antwortet: «Ich noch weniger.»

«Ein unabhängiges Leben»

Doch irgendwie geht es dann doch, ohne Entgelt, und ihr erster Theaterregisseur Leopold Lindtberg verschafft ihr im «Wachtmeister Studer» auch gleich die erste Filmrolle. Produziert wird der Film von Praesens – zu deren Produzenten Heinrich Fueter gehört. Auf einem Ball lernen sie sich 1938 kennen; er ist sofort entflammt, sie eher abwartend. «Ich sagte immer, ich würde nicht heiraten», erzählt sie. «Ich wollte ein unabhängiges Leben führen, und mir war überhaupt nicht daran gelegen, ständig einen Mann um mich zu haben.»

Ihr unabhängiges Leben hat sie aber dann, trotz rascher Heirat, gerade wegen dieses Mannes geführt. Denn Heinrich Fueter, der 1947 die Condor Films gründet, ist nicht nur der sorgsamste Beobachter ihrer Theaterrückfälle – zeitlebens bleibt sie eine hochpräzise, immer an sich selber zweifelnde Schauspielerin; alles muss stimmen, ganz genau. Sondern er wickelt auch die Kinder, kocht wunderbar – und ermöglicht seiner Frau Theaterturnee und Dreharbeiten in nah und fern.

Auch Hollywood interessiert sich für die junge Schweizerin. Sie aber realisiert: «Ich hätte nicht mehr Theater spielen können.» Dem Theater aber – genauer: dem Zürcher Schauspielhaus – gehört ihr Herz ganz und gar. Dort ist gestern auch dieses wundervolle Buch vorgestellt worden.

Anne Cuneo: Anne-Marie Blanc – Gespräche im Hause Blanc, Römerhof-Verlag, Zürich 2009, Fr. 44.–



Anne-Marie Blanc beim Lernen – mit Heinrich Fueter, 1941.